Wissenschaftliche Beilage
zum Jahresbericht des Askanischen Gymnasiums. Ostern 1914.

Beiträge zur Erläuterung von Senecas Trostschrift an Marcia.

Von

Prof. Wilhelm Kaiser.

Bibliothek des Städt. Gymnasiums Düsseldorf

BERLIN.
Weidmannsche Buchhandlung.
1914.

1914. Programm Nr. 65.

9be
15 (1914)

65.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I. TEIL.

Kap. XVII und XVIII[1]).

Diese beiden Kapitel haben von jeher der Erklärung im einzelnen und der Einfügung in den großen Gedankengang große Schwierigkeiten bereitet. Anstoß genommen hat man vor allem an den Worten (XVII, 6 und 7) dicit omnibus nobis natura . . . qui tibi nihil certi spoponderunt. Madvig[2]) glaubte den Schaden heilen zu können durch Einrückung der ganzen Stelle (in Kap. XVII, 1) hinter sed humanum est; Mähly wollte sie gestellt sehen hinter XVI, 4 und endlich Gertz[3]) läßt sie in seiner Ausgabe hinter den Worten in hanc nos sustulerunt den Abschluß von Kap. XVIII bilden. Durch die Darlegungen von Uhl[4]) scheint mir indessen in einwandfreier Weise bewiesen zu sein, daß jegliche Umstellung nur sinnentstellend wirken kann; das Kap. XVII bietet vielmehr in der überlieferten Fassung einen in sich geschlossenen Zusammenhang. Soweit ist Uhl beizustimmen; dagegen kann man anderer Meinung sein über Kap. XVIII, von dem er sagt: rectum orationis cursum perturbat atque hoc dialogi loco omni sensu caret; das ganze Kapitel, das dieselben Gedanken in anderer Fassung noch einmal bringe, habe mit diesem Dialoge nichts zu tun und sei auszuschalten. Auch lasse die Betrachtung dieses Kapitels, das einen besonders starken rhetorischen Aufputz zeige, an sich schon erkennen, daß hier keine geistige Produktion Senecas vorliege; es sei wörtlich aus einer Schrift des Posidonius übertragen und auf irgend eine Weise in diesen Dialog an diese Stelle geraten; der Schluß aber respondebis velle te vivere bis in hanc nos sustulerunt habe mit Seneca überhaupt nichts zu tun; diese harten und kalt klingenden Worte seien ein Produkt desjenigen, der das Kap. XVIII eingefügt habe; er versuche hierdurch eine Verbindung mit dem übrigen herzustellen. Schon Reitzenstein[5]) ist mit diesen Ausführungen Uhls nicht einverstanden. Zwar stimmt er ihm darin bei, daß in den beiden Kapiteln zwei verschiedene Fassungen desselben Hauptgedankens durcheinander gewirrt seien; in der Beurteilung der beiden Fassungen aber ist er anderer Meinung. Nicht nur die Beschreibung Siziliens unter Dionys, sondern auch die Schilderung des Bios und jener seligen Schau der Seele (Kap. XVIII) rühren nach seiner Meinung von Seneca her, wenn auch Kap. XVIII als Übertragung aus Posidonius sich darstelle; Seneca habe später eine sachlich wirkungsvollere Form, die jetzt in der ersten Fassung (Kap. XVII) vorliege, einsetzen wollen; bei der Hast der Umarbeitung habe er jedoch nicht gemerkt, was er eigentlich beseitigen wollte; vielleicht liege aber auch ein Fehler der Überlieferung vor.

---

[1]) Zugrunde gelegt ist der Text von Emil Hermes. Leipzig 1905.

[2]) Madvig, Adversaria critica II, 354 f.

[3]) Gertz, Consolatio ad Marciam. Kopenhagen 1889.

[4]) Uhl, Quaestiones criticae in L. Annaei Senecae dialogos. Straßburg 1899. S. 22 f.

[5]) Reitzenstein: Poimandres. Leipzig 1904. S. 253—256; auch S. 6.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die für die Beurteilung und Entscheidung dieser Frage in Betracht kommenden Stellen lauten in der Übersetzung: Kap. XVI, 8 (Schluß): Auch den Gedanken, Marcia, halte dir vor: „aufregen würde ich mich, wenn wirklich jeder Mensch ein Schicksal hätte, das seinem Charakter entspräche, und wenn nie die Guten vom Unglück verfolgt würden: so aber sehe ich, wie ohne Unterschied die Bösen und die Guten ein Spielball des Schicksals sind."

Kap. XVII, 1: „Dennoch ist es hart, einen, den man groß gezogen hat, in jugendkräftigem Alter, wo er schon für die Mutter, schon für den Vater ein Hort und ein Stolz ist, zu verlieren." Wer leugnet, daß das hart ist? Indessen, das ist des Menschen Los. Dazu ist man auf die Welt gekommen, um zu verlieren und verloren zu gehen, um zu hoffen und zu fürchten, um andere und sich zu beunruhigen, um den Tod zu fürchten und herbeizuwünschen und um — was das Schlimmste ist — nie zu wissen, wie es mit einem steht. 2. Wenn jemand zu einem, der nach Syrakus reisen wollte, also spräche: „Alles Ungemach, alle Freuden deiner bevorstehenden Reise lerne zuvor kennen; dann, nach solcher Vorbereitung, fahre los!..." 6. Hätte jemand nach solcher Ankündigung erklärt, er wolle wirklich Syrakus betreten, dann könnte er eine begründete Klage doch wohl nur über sich selbst vorbringen, weil er ja in eine solche Lage nicht zufällig hineingeraten, sondern mit Wissen und Willen dahingekommen wäre. Nun spricht die Natur zu uns allen: „Ich täusche niemand. Wenn du Söhne bekommst, so wirst du in ihnen hübsche, du wirst in ihnen auch häßliche Menschen haben können; vielleicht werden sie stumm auf die Welt kommen..." 7. (Schluß.) Wenn du nach der Darlegung solcher Bedingungen Kinder bekommst[1]) und großziehst[2]), so kannst du die Götter, die dir nichts Bestimmtes zugesagt haben, nicht anklagen, wenn sie dir (einmal) etwas mißgönnen.

Kap. XVIII, 1. Nun schön! in Hinblick auf dieses Gleichnis beurteile jetzt den Eintritt in das Leben überhaupt! Für den Fall deiner Unschlüssigkeit darüber, ob du Syrakus besuchen solltest, habe ich dir alles, was dich erfreuen, alles, was bei dir Anstoß erregen konnte, auseinandergesetzt. Stelle dir jetzt vor, in dem Augenblicke, wo du auf die Welt kämest, erschiene ich, um mit dir zu Rate zu gehen, und spräche so: „du hast vor, eine Stadt[2]) zu betreten, die Göttern so gut, wie Menschen gehört, die alles Mögliche in sich birgt,... 8. Indessen, es wird daselbst auch geben tausenderlei Verderben für Leib und Seele, Kriege, Straßenraub, Giftmorde, Schiffbrüche, ungesundes Klima und demgemäß ungesunden Körperzustand, es wird geben die herbe Sehnsucht nach den Liebsten und den Tod, von dem man nicht weiß, ob er schmerzlos oder auf dem Wege qualvoller Strafe kommen wird. Überlege bei dir und wäge genau ab, was du willst: um zu den oben genannten Wundern zu gelangen, mußt du deinen Ausgang durch die unten genannten Leiden nehmen." Wirst du antworten, du habest wirklich den Wunsch, in das Leben einzutreten? — warum solltest du nicht? Doch nein! du wirst dich, glaube ich, nicht einlassen auf etwas, wovon dir zu deinem Schmerze etwas gewaltsam fortgenommen wird —: drum finde dich ab mit deinem Leben, wie es sich schickt! „Kein Mensch", so sagst du, „hat uns darüber befragt." Befragt sind, was uns angeht, unsre Eltern, die zwar die Bedingung für das Leben kannten, aber doch daraufhin uns erzeugt haben.

---

[1]) Beides liegt in liberos tollis.

[2]) Ähnlich Cic. de fin. III, 64: mundum (Stoici) censent esse quasi communem urbem et civitatem hominum et deorum.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auszugehen ist von einer genauen Betrachtung der das Kap. XVIII einleitenden Worte: Ad hanc imaginem agedum totius vitae introitum refer. Das agedum („wohlan denn! nun schön!") scheint nicht nur die Verbindung mit dem Nächsten herzustellen, sondern, wie in ad Helviam VII, 1 (a caelestibus agedum te ad humana converte), schon anzudeuten, daß das folgende in einem Gegensatz zum Vorhergehenden steht. Dieser Gegensatz wird noch klarer durch die scharfe Hervorhebung von totius vitae, woraus unzweideutig hervorgeht, daß, während jetzt von dem Leben in seiner Gesamtheit die Rede sein soll, vorher von einem bedeutungsvollen Abschnitte desselben gehandelt sein muß und zwar in der Form eines (imago) Bildes, eines Gleichnisses. Den introitus aber, d. h. die Art des Eintrittes in das Leben überhaupt, soll Marcia, wie refer[1]) hier besagt, beurteilen (bemessen) in Hinblick auf das vorangehende Gleichnis, d. h. in Hinblick auf den introitus in einen bestimmten Abschnitt ihres Lebens.

Wenn man nun bedenkt, daß Marcias Gatte in der ganzen Schrift weder mit Namen genannt, noch auch als einer von denen angeführt wird, auf die die Gattin in ihrem Schmerze die Blicke richten könne, wie z. B. auf die zahlreichen Enkel und die beiden Töchter (Kap. XVI, 8), wenn man ferner bedenkt, daß gerade vor der Schilderung der Reise nach Syrakus ihr Gatte als Vater[2]) des Metilius doch immerhin erwähnt wird, so hat Seneca gewiß Grund gehabt, der zu Tröstenden gegenüber das Wort Gatte oder gar dessen Namen zu vermeiden. Es scheint daher der Gedanke nicht fernzuliegen, daß der tröstende Philosoph, dem es an dichterischer Phantasie nicht fehlte, bei der Schilderung jener Reise nach Syrakus nicht Marcias Lebensreise, sondern ihre Wanderung durch das Ehe- und Mutterleben in einem glänzenden Bilde hat darstellen und weiterhin verwerten wollen. Ihr Verhältnis zum Gatten ist zweifellos höchst unglücklich und die Ehe, wie schon von anderen vermutet, vielleicht geschieden gewesen; auch werden manche Stellen dieser Reisebeschreibung, die ja eben ein (imago) Gleichnis ist, für uns nicht mehr verständliche Anspielungen auf Trübungen im ehelichen Leben enthalten. Mit dieser Auffassung, Reise nach Syrakus = Eheleben, stehen die Worte Ad hoc genitus es, ut . . . (Dazu ist man auf die Welt gekommen, um . . .) keineswegs im Widerspruch; denn in ad hoc genitus es liegt zunächst das einfache Faktum des Aufdieweltkommens, sodann aber auch der Zustand, die besondere Beschaffenheit des durch Zeugung geschaffenen Wesens mit den genannten Unvollkommenheiten des Verlierens usw. Diese Unvollkommenheiten aber sind, wenn sie auch an sich für jede Lebensstufe passen würden, doch in erster Linie dem erwachsenen, gereiften Menschen, also hier der ehrwürdigen Matrone eigen und bewußt.

Der Gedankengang des Kap. XVII ist also folgender: Daß du einen erwachsenen Sohn, der schon der Eltern Hort und Stolz war, verloren hast, ist hart; aber so ist es des Menschen Los. Als geschaffenes Wesen besitzt man die Unvollkommenheiten desselben: man muß Verluste erleiden und selbst verloren gehen, man muß hoffen und fürchten und weiß nie, woran man ist. Wenn du vor deiner Ehe — wie vor einer Reise nach Syrakus — neben den glänzenden Lichtseiten auch deren trübe Schattenseiten erfahren hättest, dann könntest du dich jetzt billigerweise nur über dich selbst beklagen, da du ja mit Wissen und Willen in diese Lage

---

[1]) So heißt referre auch bei Cicero Phil. X, 10 nos ita a maioribus instituti sumus, ut omnia consilia atque facta ad dignitatem et virtutem referamus; oder Orator 1, 52 philosophus omnia ad voluptatem corporis doloremque referens; pro Deiot. 2 Tuum est, Caesar, qui pro multis saepe dixisti, quid nunc animi mihi sit, ad te ipsum referre; Tac. Ann. II, 33 cuncta ad rem publicam referri.

[2]) Iam matri iam patri zusammen bezeichnen den Begriff „Eltern".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gekommen wärest. Davon aber hast du — zu diesem Schluß zwingt die Form des Irrealis[1]) — nichts erfahren; du bist ahnungslos, in jugendlicher Unerfahrenheit diese Ehe eingegangen. Über die dieser Ehe entsprossenen Kinder aber liegt — so spricht zu uns die Natur — nichts in deiner Gewalt: sie können schön oder mißgestaltet sein, sie können sich nach der guten oder schlechten Seite hin entwickeln, sie können dich überleben oder auch vor dir sterben. Du kannst also die Götter, die dir nichts Sicheres versprochen haben, nicht mit Anklagen überhäufen, wenn sie dich gelegentlich ihre invidia fühlen lassen: du hast eben einen Sohn verloren, aber das ist des Menschen Los. Damit kehrt der Gedanke zurück zu dem im Anfang des Kapitels ausgesprochenen sed humanum est.

Das Resultat des Kapitels ist also: da du nun einmal unberaten eine Ehe eingegangen bist, mußt du, nachdem du Kinder bekommen, immerhin mit einem Kinderverlust rechnen. „Das Argument ist damit (mit Kap. XVII) abgeschlossen," sagt Reitzenstein (S. 253). Allerdings, das Argument als solches ist erledigt; aber es ist in dieser Gestalt nicht geeignet, den Abschluß des Hauptteiles der Schrift zu bilden, in dem das consolari in einem ratiocinari, d. h. in einem Operieren mit Vernunftgründen besteht, während mit Kap. XIX, ohne daß die Scheidung glatt durchgeführt wäre, die Angabe der praktischen Trostmittel (solacia) beginnt. Die bisherige Gedankenentwicklung mußte für Marcia eine Spitze, einen Stachel hinterlassen; insbesondere mußten die Worte (Kap. XVII, 6) post hanc denuntiationem si quis dixisset . . . in der angenommenen Auffassung für sie den Vorwurf enthalten, daß sie, bevor sie sich zur Ehe entschloß, sich nicht genügend über deren Schattenseiten habe aufklären lassen und daß sie daher selbst die Verantwortung zu tragen habe. Um diesen Vorwurf zu mildern, weist Seneca sie hin auf den jedem Stoiker geläufigen Gedanken, daß sie als verständige Frau sich überhaupt in ihr Leben, wie es das Schicksal gewollt habe, fügen müsse. Der Gedankengang des Kap. XVIII ist nämlich folgender: „Im Hinblick auf diesen Vergleich deines Ehelebens mit einer Reise nach Syrakus, wofür du die Verantwortung trägst, beurteile jetzt dein ganzes Leben, beziehungsweise die Art, wie du in das Leben überhaupt eingetreten bist, ob du etwa auch dafür verantwortlich bist. Denke dir, ich käme in dem Augenblicke, wo du auf die Welt kämest, zu dir, um mit dir Rat zu pflegen. Ich würde dir die Welt, in die du eintreten wolltest, schildern mit ihren Schönheiten und Wundern am Himmel, auf der Erde und im Meere; ich würde dir berichten vom Menschen, dessen Wagemut nichts unversucht lassen wird, der auf jede Weise die Kultur zu heben bemüht sein wird. Aber diese schöne, auf hoher Kulturstufe stehende Welt wird auch ihre bösen Seiten haben, Seuchen, Kriege, Verluste von lieben Angehörigen und schließlich den Tod, in leichter oder qualvoller Art. Überlege jetzt und wäge genau ab, was du willst! Um zu den Wundern der Welt zu gelangen, mußt du deinen Ausgang aus ihr nehmen durch das angeführte Leid. Man kann natürlich schwanken; indessen, du wirst dich gewiß, wie ich dich kenne, nicht einlassen auf etwas (das liegt in der bestimmten Form des Ind. accedes), wovon dir zu deinem Schmerze etwas mit Gewalt fortgenommen wird. Also (ergo), da du trotz alledem, d. h. obschon du eben keine Wahl hattest, auf die Welt gekommen bist, so finde dich ab mit dem Leben, wie es sich schickt, d. h. lebe in dem Gedanken, daß du dich in dein Schicksal fügen mußt; für deine Existenz auf Erden trägst nicht du die Verantwortung, sondern deine Eltern, die, obwohl sie auch des Lebens böse Seiten kannten, dich doch zum Leben bestimmt haben.

---

[1]) XVII, 2 Si quis Syracusas petenti diceret und nachher § 6: post hanc denuntiationem si quis dixisset . . .

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In dem vive[1]) ergo, ut convenit (§ 8) „füge dich also in dein Leben, wie es sich schickt!" liegt der Hauptgedanke. Erst diese Fassung des Gedankens, nicht die am Schluß von Kap. XVII gewonnene, konnte für eine trauernde Frau wirklich tröstlich sein. Daß wir es in dem größeren Teile des Kapitels mit einer Übersetzung aus Posidonius zu tun haben, ist zweifellos. Seneca hat gewiß — hierin ist Reitzenstein (S. 254) durchaus beizustimmen — „aus Freude an der rhetorischen Pracht, die hier zu entfalten war, sich dieses großartige Bild nicht entgehen lassen wollen." Ebenso zweifellos erscheint es mir jedoch, daß er mit diesem Kapitel die im vorhergehenden entwickelten Gedanken hat ergänzen wollen; zugleich aber gewinnt er so eine passende Gelegenheit, den Hauptteil seiner Trostschrift abzuschließen mit der nachdrücklichsten Forderung der stoischen Sittenlehre[2]), daß der Mensch in den Lauf der Dinge, in sein Schicksal, sich ergeben soll, — einer Forderung, die Seneca nirgends schöner ausgedrückt hat als in dem bekannten (107.) Briefe an Lucilius, wo er Verse des Kleanthes[3]) übersetzt: duc, o parens celsique dominator poli, quocumque placuit: nulla parendi mora est; adsum impiger. Fac nolle, comitabor gemens malusque patiar, facere quod licuit bono; ducunt volentem fata, nolentem trahunt.

II. TEIL.

Den berechtigten Wünschen nach Erweiterung der lateinischen Lektüre hat die Anstalt, an der der Verfasser dieser Abhandlung tätig ist, seit Jahren Rechnung getragen. Es war dies um so leichter möglich, als an einer Doppelanstalt mit Wechselcöten eine angemessene Abwechselung in der Lektüre ohnehin von Nutzen ist. Von der Verwendung von Chrestomathien ist dabei grundsätzlich abgesehen worden. Auf dem Gebiete der Poesie freilich erscheinen mir solche Auswahlausgaben durchaus angebracht, da jedes einzelne Gedicht ein Kunstwerk für sich ist; auch wird es wohl kaum noch ein Gymnasium geben, an dem nicht durch Einführung einer poetischen Chrestomathie das unbegründete Horaz-Monopol gebrochen wäre. Anders steht es in der Prosa, wo man ein größeres Maß eigener Tätigkeit vom Schüler verlangen kann. Dieser soll, nachdem er unter der Leitung des Lehrers in gemeinsamer Arbeit sich an den Stil des Schriftstellers mit seinen Eigenarten gewöhnt hat, in immer fortschreitender Selbsttätigkeit die Freude der allmählich sich einstellenden Selbständigkeit empfinden; er soll sich nicht eine Unmenge von Einzelkenntnissen aneignen, sondern in erster Linie arbeiten lernen und dann des Erarbeiteten sich erfreuen dürfen. Diese selbstgeschaffene Arbeitsfreude fällt, zumal man doch nicht nur mit begabten Schülern zu tun hat, zum großen Teil fort, wenn man in kurzer Zeit von einem Schriftsteller zum andern überspringt oder bei demselben Schriftsteller von einer Schrift zur anderen jagt. Mir kommt dieses Verfahren mehr wie ein Nippen und Naschen von kulturhistorischen Blüten vor, ein künstliches Aufdiespitzetreiben des Interesseerweckens. Es scheint mir in dieser Frage die aurea mediocritas am

---

[1]) Diese prägnante Bedeutung von vivere findet sich auch ad Helviam IX, 8 tu vive Bruto miratore contentus „finde du dich in deinem Leben ab mit dem Gedanken, daß du zufrieden damit bist, wenn ein Brutus dich bewunderte", vergleichen läßt sich auch ad Marciam III, 2 cum memoria illius vixit „in der Erinnerung an ihn ist aufgegangen ihr Leben."

[2]) Zeller, Philosophie der Griechen. III, 312.

[3])
ἄγου δε μ', ὦ Ζεῦ, καὶ σύ γ' ἡ πεπρωμένη,
ἵποι ποθ' ὑμῖν εἰμι διατεταγμένος,
ὡς ἕψομαί γ' ἄοκνος. ἢν δέ γε μὴ θέλω
κακὸς γενόμενος, οὐδὲν ἧττον ἕψομαι.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Platze zu sein, wie sie Busse[1]) vertritt, wenn er meint: „wir sind es unserer Jugend schuldig, dem lebendigen Fluge ihres Geistes, der fortwährend nach neuen Bildern verlangt, Rechnung zu tragen und, soweit es die Gründlichkeit irgend erlaubt, uns ihr anzupassen.“ Wie sehr er aber andererseits vor dem Zuviel warnt und wie ernst es ihm mit der Gründlichkeit ist, zeigt die Erinnerung an die Verse Geibels: „Nicht zu früh mit der Kost buntscheckigen Wissens, ihr Lehrer, Nähret den Knaben mir auf! Selten gedeiht er davon. Kräftigt und übt ihm den Geist an wenigen, würdigen Stoffen! Euer Beruf ist erfüllt, wenn er zu lernen gelernt.“ Nach solchen Grundsätzen möge jeder Lehrer nach seiner Eigenart unter weiser Berücksichtigung des Schülermaterials das auswählen, worin er etwas Ersprießliches zu leisten sich zumutet! Sodann aber soll er dieses in möglichst vollständiger und abgerundeter Form bieten! Denn wenn der Schüler immer wieder zu hören bekommt, daß alle Gattungen literarischer Produktion vorbildlich bei den Alten zu finden seien und aus den bei ihnen sich zeigenden Typen in allmählicher Fortbildung sich bis zu ihrer jetzigen Gestalt entwickelt hätten, so soll man ihm diese typischen Vorbilder auch möglichst in unverkürzter Form vorführen. Nach diesem Gesichtspunkte ist an unserer Anstalt verfahren. Insbesondere erschienen zwei Schriftsteller der Einführung wert: der jüngere Plinius und der Philosoph Seneca; der erstere, weil er uns in seinen Briefen wie „in kaleidoskopischen Bildern“[2]) einen tiefen Einblick gewinnen läßt in die literarischen, sozialen und politischen Verhältnisse der unter Trajan auf ihrem Höhepunkt stehenden römischen Weltmonarchie; der letztere, weil er „der große Neubegründer der Menschenpflichten“ ist; weil er als hochgestellter Mann durch sein schriftstellerisches Wirken außerordentlich viel „zur moralischen Umgestaltung der Welt vermocht hat.“[3]) Er eignet sich nicht nur „als Einführung in die Probleme der Philosophie im allgemeinen, sondern er ist auch, wie Bernhardt[4]) (S. 406) treffend sagt, „als Stoiker besonders geeignet zum Erwerb eines festen, pflichtbewußten Standpunktes gegenüber der Unrast des modernen Lebens; er bietet eine Weltauffassung, die den modernen Menschen innerlich festigen kann und ihm auf alle Fragen des Lebens befriedigende Auskunft gibt.“ Über den Umfang der Senecalektüre denke ich freilich anders wie Bernhardt, der zunächst zur Einführung in das System der Stoa eine Auswahl von Briefen und dann einen oder gar zwei Dialoge gelesen haben möchte; auch teilt er nicht im einzelnen mit, auf Kosten welcher Schriftsteller diese umfangreiche Lektüre Senecas bewältigt werden soll. Cicero ganz aus der Prima zu verbannen, halte ich für verhängnisvoll. Denn mag immerhin der Untersekundaner die Reden gegen Catilina oder de imperio Cn. Pompei, der Obersekundaner etwa Cator maior oder Laelius gelesen haben, Primaner eines humanistischen Gymnasiums, zumal sich unter ihnen manch angehender Jurist befindet, wollen auch etwas mit ins Leben nehmen über die Rechtspflege und die Prozeßführung des Volkes, das auch heute, nach Einführung des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches, noch als unübertrefflich im juristischen Denken gilt. Also dürften kaum Cicero in Verrem oder etwa pro Murena auszuschalten sein. Auch kann ich mich nicht einverstanden damit erklären, zur Vorbereitung z. B. der consolatio ad Marciam erst die Briefe 4, 57, 61, 116 und 120 zu lesen, damit der Schüler die hier gewonnenen Begriffe später durch Beispiele belegt und in Wechselbeziehung gebracht sehe. Unsere Jugend, vor allem unsere Berliner,

---

[1]) Busse. Die Lektürestunde. Ztschr. f. d. Gymnw. 1904. S. 65 f.
[2]) Birt. Röm. Charakterköpfe. S. 276.
[3]) Birt. S. 272 f.
[4]) Bernhardt. Seneca in der Prima. Neue Jahrb. 1912. S. 404 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist so versessen auf neue Gedanken, sie lechzt so nach neuen Stoffen, daß ein öfteres Wiederauftauchen derselben Gedanken bei ihr das Gefühl der Eintönigkeit hervorrufen muß. Hingegen halte ich die genannten Briefe für wohlgeeignet, um etwa im mündlichen Examen festzustellen, wieweit das dort Entwickelte Erinnerungen an früher Gelesenes hervorruft. An unserer Anstalt wird entweder eine Auswahl von Briefen oder eine der consolationes gelesen und zwar in der Weise, daß, wenn z. B. ad Marciam gelesen wird, gelegentlich kleinere Stücke aus ad Helviam und ad Polybium, die zur Ergänzung des Systems der Stoa geeignet erscheinen, hinzugenommen werden. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß demnächst auch andere Dialoge gelesen werden. Fortgefallen ist dafür die Lektüre einer weiteren philosophischen Schrift Ciceros. Die Zeit für die Pliniuslektüre, bei der neben den Kommentaren von Kukula und Schuster die Römischen Charakterköpfe Bardts treffliche Dienste leisten, ist gewonnen durch Einschränkung der sonst auf Livius verwandten Zeit.

Die weiter unten folgenden Stücke, die bei dem Mangel an zugänglichen Kommentaren gleichfalls Beiträge zur Erläuterung der Trostschrift an Marcia sein wollen, sind aus dem Unterricht erwachsen; bei verschiedenen Oberprimanergenerationen sind sie teils bei der schriftlichen Reifeprüfung, teils bei Klassenarbeiten verwendet worden. Die Resultate bei diesen Aufgaben sowohl wie auch bei der Lektüre selbst sind durchaus als erfreulich zu bezeichnen.

1.[1])

Wenn des Philosophen Seneca Schriften auch in unsern Tagen mehr und mehr gelesen werden, so lassen sich dafür manche Gründe anführen, von denen der trifftigste wohl folgender ist. Viele seiner Schriften, die, wie man leicht einsieht, voll von klugen Gedanken sind, sind im höchsten Maße geeignet, gerade diejenigen aufzurichten, die, durch irgend ein Mißgesehick niedergedrückt, an sich selbst zu verzweifeln drohen. Allen denen, die sich unglücklich vorkommen, legt er ans Herz, alle Hilfe aus dem eigenen Innern herzuholen, und denen hinwiederum, die sich einer glücklichen Lebenslage erfreuen, gibt er gemäß den Lehren der Stoiker den Rat, in dem Streben nach dem glückseligen Leben im Sichselbstgenügen[2]) das Leben zu verbringen. Manches aber trägt er nicht nach der strengen Art der früheren Stoiker, sondern in einem so vermittelnden Sinne vor, daß es von den Lehren der christlichen Religion sich kaum unterscheidet. Wenn er also, um nur einiges anzuführen, uns Menschen auffordert, dem Schiffbrüchigen die Hand hinzustrecken, dem Irrenden den Weg zu weisen, mit dem Hungernden unser Brot zu teilen, so dürfte kaum jemand in Abrede stellen, daß solche Gedanken mit Vorschriften der christlichen Religion übereinstimmen. Doch daß Seneca Christ gewesen, wie man im Mittelalter geglaubt hat, läßt sich weder erweisen, noch ist es glaublich.

Das Gefühl für Menschlichkeit freilich nicht nur bei den Mitbürgern, sondern auch bei den Kaisern zu wecken, hat er stets für seine Pflicht gehalten. Sonst hätte er nicht die drei Bücher über die Gnade gerade an seinen Zögling Nero gerichtet und ihm nach seiner Thronbesteigung übergeben. Ja es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß er die heute noch vorhandenen Tragödien,[3]) in denen Grausamkeiten aller Art in übertriebener Weise dargestellt sind, in der Absicht geschrieben hat, daß der grausame Nero bei ihrer Lektüre vor solcherlei Scheußlichkeiten zurückschaudern sollte.

[1]) Verwertet sind bei diesem Stücke Teile aus Ostermann-Müller C. V. Teil. Stück 192 u. 193.

[2]) Hor. c. III, 29, 41 ille potens sui laetusque vivet.

[3]) Th. Birt. Was hat Seneca mit seinen Tragödien gewollt? Neue Jahrb. 1911, Heft 5, und Preuß. Jahrb. 1911, S. 290 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach Neros Thronbesteigung hatte Seneca eine Reihe von Jahren solchen Einfluß, daß er vielfach mit der Erledigung von Staatsgeschäften betraut wurde. Daher nimmt es kein Wunder, wenn es vielen so vorkam, als ob nicht der Kaiser, sondern er den Staat regiere. Jedoch im Jahre 62 hielt er es für angebracht, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen, und er widmete sich dann in den folgenden Jahren ganz der Schriftstellerei.

2. (Kap. I.)

In der bekannten Trostschrift[1]) an Marcia tröstet der Philosoph Seneca eine vornehme Frau über den Verlust des Sohnes Metilius. Erfolglos ist bis dahin gewesen der Zuspruch der Freunde; vergeblich haben angesehene und verwandte Männer ihre gewichtige Persönlichkeit eingesetzt; die Beschäftigung mit den Wissenschaften hat nur zeitweilig sie in Anspruch nehmen und vom Kummer abziehen können; gerade jenes natürliche Heilmittel der Zeit, das auch den schwersten Kummer beschwichtigt, hat bei ihr allein seine Wirkung verloren. Denn obwohl seit jenem unheilvollen Tage schon drei Jahre dahingegangen sind, erneuert sich täglich das laute Klagen, und es scheint kein Ende des Jammerns geben zu wollen. Da hat es Seneca für seine Pflicht gehalten, tröstende Worte zu spenden, und hat unsere Schrift verfaßt.

Aber nicht schlägt er, wie die meisten, die trösten wollen, zu tun pflegen, den Weg ein, daß er die des Trostes Bedürftige über ihre Empfindungen hinwegtäuscht, sondern, indem er berücksichtigt, welch mannhaftes Wesen, welche Widerstandskraft sie besitze, geht er mit überlegendem Denken an die Aufgabe des Tröstens heran. Als nämlich[2]) vor einer Reihe von Jahren, unter der Regierung des Tiberius, ihr Vater Aulus Cremutius Cordus, ein berühmter Historiker, der der stoischen Lehre ergeben war, wegen Majestätsbeleidigung angeklagt, sich selbst zu töten genötigt wurde, hatte Marcia eine einzig dastehende Geistesgröße bewiesen. Des Vaters Vorbild sich vor Augen haltend, hatte auch sie, als sie zu der Einsicht gekommen, daß es vor Sejans Spießgesellen nur durch den Tod ein Entrinnen gebe, sich in ihr Schicksal ergeben: sie war damals überzeugt, daß sie den Vater verlieren müsse. Nicht jedoch hatte sie sich der kindlichen Liebe so sehr entäußert, daß sie den Entschluß des Vaters begünstigt oder in der Öffentlichkeit sich der Tränen enthalten hätte. Andererseits aber hatte sie sich so liebevoll gezeigt, daß sie in Gegenwart des Vaters ihre Seufzer unterdrückte, ohne jedoch ihre Empfindungen durch eine heitere Stirn zu verdecken.

Unter dem Eindrucke solcher Geistesgröße ist Seneca fest entschlossen, weder Rücksicht zu nehmen auf Marcias Geschlecht, noch auf ihr stets trauriges Antlitz; nicht gilt es nach seiner Meinung ein schwaches Weib zu trösten, sondern eine Frau, die gleichfalls von den Lehren der Stoiker durchdrungen, durch Widerstandskraft ausgezeichnet ist; daher dürfe er weder gelinde verfahren, noch schmeicheln, sondern er müsse mit ihrem Kummer sich in einen Kampf einlassen. Und er zögert nicht, ihr sogleich mit kräftigen Worten zuzu-

---

[1]) Der Ansicht Birts (Preuß. Jahrb. 1911, S. 295), die Cons. ad M. sei keine wirkliche Trostschrift, sondern eine politische Gelegenheitsschrift in der Form der Consolatio, die einerseits auf Sejans Mißherrschaft tadelnd zurückblicke, andererseits pietätvollen Sinn für die Cäsares, besonders für Augustus zeige, der Senecas staatsmännisches Ideal dauernd geblieben sei, vermag ich mich nicht anzuschließen.

[2]) Um die Cons. ad M. vorzubereiten, empfiehlt es sich, die voraufgegangene Lektüre von Tacitus Annalen damit abzuschließen, daß man, nachdem schon zuvor im Anschluß an Ann. I, 72 Begriff und Entstehung der Majestätsbeleidigung erklärt sind, den nur zwei Kapitel umfassenden Prozeß gegen Cordus bei Tacitus (Ann. IV, 34, 35) liest.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

setzen: Da ihre Augen schon mehr aus Gewohnheit, als aus wirklichem Schmerze flössen, sei es nunmehr an der Zeit, den dargebotenen Heilmitteln sich zu fügen; wenn sie aber fortfahre, starrsinnig an den Schmerz sich anzuklammern, dann müßten die vom Weinen ermatteten und erschöpften Augen gewaltsam in Schranken gehalten werden. Die Heilung des Kummers lasse sich vergleichen mit der von Wunden: diese könnten, solange sie noch frisch bluteten, leicht geheilt werden; sobald sie aber vereitert seien und in ein böses Geschwür sich verwandelt hätten, sei eine Heilung nur möglich durch Ausbrennen. In solchem Zustande befinde sich Marcias Gemüt; daher dürfe der so verhärtete Schmerz nicht in Nachgiebigkeit und gelindem Verfahren behandelt werden, sondern er müsse gebrochen werden.

3. (Kap. II und III.)

Wie wirksam geschickt gewählte Vorbilder bei der Abfassung einer Trostschrift sein können, hat Seneca an unserer Stelle gezeigt. In der Absicht nämlich, Marcia zu trösten, führt er uns zwei trauernde Frauen vor Augen, von denen die eine sich ganz und gar ihrem Schmerze hingegeben hat, die andere, die von demselben Schicksalsschlage, sogar von einem noch empfindlicheren Verluste betroffen war, schnell ihr Inneres wieder in den früheren Zustand versetzt hat.

Octavia und Livia, die eine die Schwester, die andere die Gattin des Augustus, hatten Söhne in jugendlichem Alter verloren, von denen jeder der zukünftige Herrscher zu sein schien. Octavia hatte verloren den Marcellus, einen Jüngling von lebhaftem Geist, einen talentvollen Menschen, den der Oheim und Schwiegervater Augustus schon als Stütze zu verwenden begonnen hatte, um auf ihn später die Last der Regierung abzuwälzen. Das ganze Leben hindurch hat Octavia nicht nachgelassen zu weinen und zu jammern, und sie hat niemand, durch dessen Trostworte ihr Schmerz hätte gelindert werden können, vorgelassen. So sehr hat sie sich jeglichen menschlichen Gefühls entledigt, daß sie nicht einmal ein Bildnis ihres teuren Sohnes im Atrium besitzen wollte und nicht duldete, daß seiner vor ihren Ohren Erwähnung getan werde. Wie sie am Tage des Leichenbegängnisses gestimmt gewesen, so ist sie verblieben das ganze Leben hindurch. Rücksicht zu nehmen auf die noch lebenden Kinder und Enkel, hat sie nicht über sich gewonnen; nicht einmal den Kaiserlichen Bruder, den sie um sein gar zu strahlendes Glück beneidete, hat sie beachtet, sondern sie hat sich von den hergebrachten Verpflichtungen gegen das Kaiserhaus zurückgezogen und sich ganz vergraben und verborgen.

Livia hatte ihren Sohn Drusus verloren, der wegen seiner Ruhmestaten in Germanien es im höchsten Maße verdiente, dem Augustus in der Regierung zu folgen. Bis an die Elbe hatte er siegreich Roms Krieger geführt und römische Feldzeichen da aufgepflanzt, wo es kaum bekannt war, daß es überhaupt Römer gebe. Als er auf dem Rückzuge mitten im Germanenlande den Tod gefunden, wurde seine Leiche in glänzendem Zuge an den Rhein, von da über die Alpen nach Italien gebracht. Im Vaterlande vollends soll der Leichenzug ganz und gar einem Triumphe geglichen haben. Bis Ticinum[1]) ist Livia trotz des strengen Winters entgegengeeilt dem dahingeschiedenen Sohne, dessen Resten sie zusammen mit Augustus bis zur Hauptstadt das Geleite gegeben hat. Sobald jedoch die verbrannten Gebeine im Grabmal des Augustus beigesetzt waren, hat sie auch den Schmerz zu Grabe getragen und niemals die (sichtbare) Trauer erneuert; denn nicht sei es schicklich, so sagte sie sich,

[1]) Tac. Ann. III, 5.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Kaiserlichen Gatten oder den noch lebenden Sohn Tiberius durch langes Trauern zu belästigen. Daß ihres Drusus Name verherrlicht werde, hat sie nicht nur nicht verboten, sondern sogar gewünscht. Sie hat nicht aufgehört, von ihm zu plaudern, über ihn andere (reden) zu hören, und in der frohen Erinnerung an ihren lieben Sohn ist aufgegangen ihr Leben bis in ein hohes Alter.

Nach solchen Schilderungen richtet Seneca an Marcia die Frage, welches von beiden Vorbildern sie für beifallswerter halte, und mit großer Kunst legt er die Trostschrift so an, daß er sie überzeugt, Livias Beispiel sei nachzuahmen.

4. (Kap. IV und V.)

Um Marcia durch ein aus vornehmem Hause entlehntes Vorbild zu trösten, läßt Seneca den Philosophen Areus vor Livia, des Kaisers Augustus Gattin, etwa folgende Trostworte reden: „Für Leute, die an die höchste Stelle gesetzt sind, ziemt es sich, für vieles Nachsicht zu gewähren, für nichts solche zu erbitten. Diesen Brauch hast du bis auf den heutigen Tag gewahrt; du bist die sorgsamste Hüterin deines Rufes gewesen und hast nichts getan, was andere an dir hätten tadeln können. Nicht einmal (Frau) Fama, die freimütigste Beurteilerin der Herrschenden, hat dir geschadet. Darum bitte und beschwöre ich dich, gegen uns, deine Freunde, dich nicht ganz und gar unzugänglich zu zeigen! In deiner Gegenwart beobachten wir aus Rücksicht auf dich über deinen dahingeschiedenen Sohn Drusus Schweigen, während wir unter uns seine Taten und Worte aufs höchste rühmen. Warum in aller Welt willst du Lobreden auf deinen Sohn entbehren? Möchtest du doch deinerseits Gespräche herbeiführen, in denen dein Drusus Gegenstand der Erzählung ist, und möchtest du ihnen doch ein offenes Ohr gewähren! Du hast keinen Grund, nur die weniger gute Seite deines Schicksals zu betrachten. Oder weißt du nicht mehr, wie sehr du erfreut worden bist durch das Zusammenleben mit deinem Sohne in seiner Kindheit? Wie fröhlich pflegte der kleine Kerl dir entgegenzuspringen? Wie gern ließest du dir gefallen seine kindlichen, lieben Schmeichelworte und seine Küsse? Welche Freude genossest du an dem Zunehmen seiner Kenntnisse? Erachtest du etwa solche Freuden für nichts? Dein Leben geht trotz allem Verluste auch jetzt noch in günstiger Fahrt dahin. Drum hege nicht den Wunsch, — was ganz verkehrt wäre — als die Unglücklichste zu erscheinen! Beuge dich nicht dem Schicksal, sondern, ihm tapfer entgegentretend, zeige, mit welchem Gleichmut du alle Schicksalsschläge trägst!“

5. (Kap. IV.)

Damit es euch um so klarer wird, liebe Schüler, wie es kam, daß Livia, die spätere Julia Augusta, als sie des Trostes bedurfte, gerade den Philosophen Areus[1]) zu sich berief, so vernehmet, wer dieser Areus gewesen.

Vater Octavius hatte einst diesen in Alexandrien geborenen stoischen Philosophen gegen Bezahlung gewonnen, damit er den jungen Octavian in der griechischen Umgangssprache und in der Philosophie unterwiese. Indessen, griechisch sprechen hat Octavian nie vollkommen gelernt, obwohl er nicht nur mit seinem Lehrer, sondern auch mit dessen beiden, ungefähr gleichalterigen Söhnen, mit denen er zu spielen pflegte, sich täglich unterhielt. Jedoch hat er, wie wir wissen, sich nicht damit begnügt, die Anfangsgründe dieser Sprache zu erlernen, sondern er ist so bewandert darin gewesen, daß er mit Leichtigkeit Briefe griechisch abzufassen verstand.

---

[1]) Gardthausen: Augustus und seine Zeit. S. 50, 448, 810.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bei der Unterweisung in der Philosophie richtete Areus sein Augenmerk nicht darauf, seinen Zögling zu veranlassen, sich einer bestimmten Schule anzuschließen, sondern ihm gewisse Lebensregeln beizubringen, die für jedermann nützlich sind. Wie hoch der lernbegierige Schüler solche Unterweisung auch später noch schätzte, ergibt sich unter anderem[1]) aus folgendem. Nach der Einnahme Alexandriens nämlich soll Octavian, wenn man Cassius Dio Glauben schenken darf, aus drei Gründen sich bewogen gefühlt haben, diese Stadt nicht zu zerstören: erstens wegen der dort verehrten Gottheit Serapis, sodann in der Erinnerung an den Gründer Alexander, drittens weil sein Lehrer Areus dort geboren sei. Ja es ging sogar das Gerücht, Octavian, der den früheren Lehrer offen als Freund bezeichnete, habe vorgehabt, ihn mit der Verwaltung der neuen Provinz zu betrauen. Indessen, wie die Sache sich auch verhalten mag, Areus erfreute sich auch in den folgenden Jahren eines solchen Ansehens, daß Augustus ihn mit dem Bürgerrechte beschenkte und in die Julische Familie aufnahm. Bald darauf hielt ihn der Kaiser wegen seiner erprobten Zuverlässigkeit für würdig, ihn als Verwalter der kaiserlichen Einkünfte nach Sizilien zu schicken. Wieviel Jahre er dieses Amt bekleidet hat, wissen wir nicht; sicherlich hat er zu der Zeit, als Drusus in Germanien seinen Tod fand, in der Hauptstadt gelebt, in inniger Freundschaft mit Augustus und Mäcen.

6. (Kap. VII—IX.)

Daß die Trostschrift an Marcia als Dialog bezeichnet werden kann, dürfte niemand leugnen. In recht geschickter Weise macht unser Philosoph von dieser Form des Gesprächs in der Weise Gebrauch, daß er an manchen Stellen die zusammenhängende Entwicklung der Gedanken unterbricht und Marcia Einwendungen machen läßt, wie z. B. folgende: „Indessen, es ist doch die Sehnsucht nach seinen Lieben der Natur gemäß.“ Mit diesen Worten stützt jene sich treffend auf ein Dogma der stoischen Sittenlehre, das wir bei Horaz[2]) lesen: „man muß in Übereinstimmung mit der Natur leben.“ Das freilich, was Seneca zum Zwecke der Widerlegung auseinandersetzt, enthält soviel Unklarheiten,[3]) daß es schwerlich geeignet ist, die unglückliche Frau zu trösten. Wir wollen es daher beiseite lassen und etwas genauer betrachten, was Marcia bald darauf einwendet mit den Worten: „Woher haben wir also die Hartnäckigkeit im Beklagen dessen, was unser ist, wenn das nicht auf Geheiß der Natur geschieht?“ Darauf antwortet Seneca etwa so: „Wandern nicht die meisten Menschen so durchs Leben, als ob sie von keinem Leid heimgesucht werden könnten? Wenn sie auch fast täglich durch Schicksalsschläge der Mitmenschen gemahnt werden, daß auch sie von solchem Unglück betroffen werden können, so scheinen sie sich doch einzubilden, sie ihrerseits seien dagegen gefeit und hätten ihren Lebensweg friedlicher angetreten als andere Leute. Zwar sehen sie zahlreiche Leichenzüge an ihrem Hause vorüberziehen; sie erleben es, daß soviel Menschen plötzlich verarmen, daß andere in die Verbannung zu gehen genötigt werden, — doch daß auch ihr Los wandelbar sei, kommt ihnen nie in den Sinn. Wenn sie also unvermutet irgend ein Ungemach erleiden, dann müssen sie notgedrungen völlig zusammenbrechen. Die Menschen müssen also (pflichtgemäß) sich so benehmen, daß sie sich vorstellen, sie ständen da, preisgegeben allen Stößen des Schicksals. Bei solchem Verhalten werden sie leicht erreichen, daß,

---

[1]) Von Areus beeinflußt, schrieb Augustus eine adhortatio ad philosophiam: eine Aufforderung zum Philosophieren. Gardthausen. S. 1242.

[2]) Hor. ep. I, 10, 12.

[3]) Diese aufzudecken, war für die Schüler eine interessante Denkübung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn irgendein Unglück, z. B. Verbannung, Verarmung, Trauerfall eintritt, das Schicksal sie nicht in Sorglosigkeit und Unachtsamkeit überrascht; denn weil sie das Kommende vorausgeschaut haben, benehmen sie dem Leid, wenn es da ist, seine Kraft."

7. (Kap. X.)

Daß man den Verlust von Kindern sich überhaupt gefallen lassen müsse, beweist Seneca in der Weise, daß er sagt, Kinder seien zu rechnen unter die Dinge, die uns nur mit einem äußeren Glanze umgäben. Die Stoiker lehrten nämlich, alles das, was von einem ungewissen und wandelbaren Lose abhinge, wie Ehrenämter, Reichtum, eine vornehme oder schöne Gattin — Dinge, die sie als von außen kommend bezeichnen — seien den Menschen nicht auf immer zum Geschenk gegeben, sondern sie seien ein fremder und erborgter Prunk. Daher vergleicht unser Philosoph das menschliche Leben treffend mit einer Bühne, die mit mannigfaltigen, zusammengeborgten Gegenständen ausgeschmückt sei; von diesen, so behauptet er, würden die meisten ihrem Besitzer früher oder später wieder zugestellt werden, während nur wenige uns bis zum Schluß verbleiben würden. „Denn von diesem Leben" — so etwa wollen wir ihn vortragen lassen — „gehört uns nichts als die Nutznießung; wie lange wir diese (Nutznießung) haben werden, darüber ruht die Entscheidung in den Händen dessen, von dem diese Gabe uns geschenkt ist. Für uns jedenfalls, die wir nun einmal nicht auf unserm Eigentum stehen, gehört es sich, solchen Grundsätzen des Lebens zu folgen, daß wir das für eine unbestimmte Frist uns Gegebene jeden Augenblick bereithalten und, wenn wir darum angegangen werden, es ohne Klage zurückgeben. Darum muß (pflichtgemäß) jeder einzelne seine Eltern, Kinder und sonstige Verwandte so lieben, daß er es über sich gewinnt, heute oder morgen auf sie zu verzichten; besitzen wir doch alle Gaben des Schicksals ohne Garantie."[1])

8. (ad Helviam Kap. V.)

(Wegen der Wichtigkeit der res adventiciae empfiehlt es sich, an dieser Stelle aus der consolatio ad Helviam Kap. V zu extemporieren.)

Der in die Verbannung geschickte Seneca, der die Absicht hat, von der Insel Korsika aus seine Mutter Helvia zu trösten, schreibt, er erleide als Verbannter nichts, weswegen er unglücklich genannt werden könne. Von den Lehren der Stoiker nämlich ganz durchdrungen, belehrt er die Mutter, gegen die er von großer Anhänglichkeit erfüllt ist, etwa mit folgenden Worten: „Möchten doch alle Menschen, sowie ich es tue, dem Naturgesetze folgen, das darauf ausgeht, daß zum glücklichen Leben kein großer Aufwand nötig sein soll. Wenn wir demgemäß handeln, werden wir ohne jede Hilfe selbst uns glücklich machen können. Jenes Naturgesetz nämlich heißt uns, die von außen kommenden, der Seele fremden Dinge, wie Geld, Ehrenstellen, Beliebtheit, — Dinge, die weder nach der günstigen, noch nach der ungünstigen Seite hin große Kraft haben, für nichts erachten; ebenso aber lehrt es uns den großen Wert der Dinge, die wir, weil sie in uns ruhen, aus uns herausholen können. Nur die letzteren (Dinge) sollen, wenn man weisen Männern Glauben schenken darf, Geltung haben, während zwischen den ersteren und uns eine große Kluft bestehen muß. Den Grundsätzen dieser Männer nachzueifern trachtend, habe ich meinem Leben stets die Richtung gegeben, daß ich beständig gleichsam auf Posten stand und alle Versuche, alle Angriffe des Schicksals lange vor ihrem Eintreffen voraussah. Wenn ich also jetzt von einem Mißgeschick

[1]) So übersetzt Gertz in seinem Kommentar treffend das tamquam exempto auctore.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

betroffen bin, so habe ich den ersten Stoß ruhig und gefaßt auffangen können.“ Da er in glücklichen Lagen, so fährt er fort, sich nie überhoben habe und gerade im Glücke erprobt habe, welche Stärke er dem Unglücke gegenüber besitze, so behaupte er jetzt, wo er mit Verbannung bestraft sei, leicht seinen unbesieglichen Sinn von schon erprobter Festigkeit; sei doch Verbannung, wenn auch das Wort als solches etwas rauh an unser Ohr dringe, nur nach der Meinung der großen Masse schrecklich und hart.

9.[1]) (Kap. XII.)

Seneca erinnert Marcia daran, welche Freude sie schon an der Erziehung des Verstorbenen genossen habe; schon die Tatsache, daß sie ihren Metilius gehabt, daß sie ihn geliebt habe, sei ein reicher Ertrag. Auf diese Worte hören wir Marcia folgendes einwenden: „doch hätte dieser Ertrag von längerer Dauer, er hätte ergiebiger sein können.“ Der tröstende Philosoph erwidert, sie sei glücklich zu preisen, weil ihr überhaupt ein Sohn zuteil geworden, zumal einer, der nicht entartet, sondern mit vielen Vorzügen ausgestattet gewesen sei; die unsterblichen Götter hätten es in ihrem Neide nicht geduldet, daß ein Mensch von solcher Vollkommenheit seines Wesens lange auf Erden weile. „Außerdem bist du,“ so fährt er fort, „nicht die einzige, der es nicht beschieden gewesen ist, einen geliebten Sohn lange zu genießen; große Führer und Kaiser hat es gegeben, die die Grausamkeit des Schicksals haben erfahren müssen. Doch viele von diesen haben, da sie sich sagten, das Schicksal sei unerbittlich, die Härten ihres Leids gelindert durch geduldiges Ertragen. Nicht einmal der bekannte Lucius Sulla hat sich nach dem Verlust eines Sohnes so von der Trauer überwältigen lassen, daß er, der doch in allen Taten, die er im Feindeslande oder im Vaterlande vollbracht hatte, vom Glücke unterstützt war, es abgelehnt hätte, den Beinamen der Glückliche anzunehmen.

10. (Kap. XIII—XV.)

Will jemand von uns seinen Mitmenschen trösten, so erinnert er ihn gewöhnlich daran, daß nicht gerade er bedauernswert sei, sondern es seien schon viele Menschen von einem harten Geschick verfolgt worden, ohne sich aber von ihm überwinden zu lassen. Diesen fast allen Völkern eigenen Brauch hat auch Seneca befolgt, sicherlich denkend an jenen Brief Ciceros[2]) an Servius Sulpicius oder an eine Stelle seiner nicht mehr vorhandenen Trostschrift. Mit Xenophon beginnend, der gelassen beim Opfern die Kunde vom Tode seines Sohnes Gryllos entgegennahm, führt er in langer Reihe Beispiele von Männern und Frauen an, durch die Marcias Herz, das von schwerem Kummer bedrückt ist, sich erleichtert fühlen soll, wenn sie sich sage, es sei noch niemandem beschieden gewesen, straflos auf die Welt zu kommen. Alle diese Beispiele hier aufzuzählen, würde zu weit führen. Wir wollen also beiseite lassen, was er über den Pontifex Marcus Horatius Pulvillus, der den Tempel des Kapitolinischen Jupiter — wir wissen nicht, in welchem Jahre — weihte, wir wollen beiseite lassen, was er über die Konsuln Lucius Bibulus und Gajus Cäsar, wir wollen beiseite lassen, was er über die Kaiser Augustus und Tiberius, die schnell Herr ihres Kummers wurden, ausführlich berichtet. Es möge genügen, den L. Ämilius Paulus zu erwähnen, dessen auch Cicero in dem obigen Briefe, wo er über den Tod der Tochter Tullia sich selbst tröstet, Erwähnung tut und über den sowohl

---

[1]) Im Anschluß an dieses Kapitel wurde die Form der consolatio verglichen mit der des θρῆνος: Hor. I, 24.

[2]) Cic. ad fam. IV, 6.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Livius[1]) als auch 100 Jahre später Plutarch[2]) uns ausführlich unterrichtet haben. Dieser Mann, der Sohn jenes Ämilius Paulus, der, um die Schmach nicht zu überleben, bei Kannä den Heldentod starb, hat seine beiden Söhne, die von der Gattin Papiria stammten, adoptieren lassen, den einen von Quintus Fabius Maximus, den anderen von Publius Cornelius Scipio. Dann hat er sich von der oben genannten Gattin Papiria scheiden lassen und ist — wir wissen nicht, mit wem — eine andere Ehe eingegangen. Aus dieser ehelichen Verbindung sind ihm, dem damals Kinderlosen, wieder zwei Söhne beschieden gewesen, die er jedoch, da der Neid der Götter dem im Wege stand, nicht lange hat besitzen dürfen. Denn als er bei Pydna über den macedonischen König Perseus einen glänzenden Sieg davongetragen und den König selbst samt seinen Kindern im Tempel der Samothraker gefangen genommen hatte, da fürchtete er, die Götter würden ihn wegen seines allzu großen Glückes vernichten; daher soll er darum gebeten haben, es möchte, falls wegen des glänzenden Sieges dem Neide der Götter irgendein Opfer dargebracht werden müsse, dies lieber zu seinem, als zu des Staates Nachteil entrichtet werden. Und wirklich, die Götter haben seine Bitte erhört. Denn fünf Tage vor der Feier des Triumphes schied, wie überliefert ist, der eine Sohn im Alter von etwa zwölf Jahren, drei Tage nach dem Triumph der andere im 14. Lebensjahre aus dem Leben. Diesen schweren Schlag hat Paulus, wie Livius sagt, nicht nur gelassen ertragen, sondern er hat, da das Glück des römischen Volkes und die allgemeine glückliche Lage ihn tröstete, sich sogar zu seinem Kinderverlust beglückwünscht.

11. (Kap. XVI, 1—2.)

Freuen werden sich gewiß, zumal in unsern Tagen, manche Frauen, die dem schwachen Geschlechte bekanntlich nicht angehören wollen, wenn sie lesen, was Seneca bei gebotener Gelegenheit über ihre Vorzüge auseinandersetzt. „Denn nicht ist" — so etwa lesen wir bei ihm — „die Natur kärglich verfahren mit den Geistesgaben der Frauen und nicht hat sie deren Vorzüge eingeschränkt auf ein enges Gebiet. Im Gegenteil, wenn wir die römische Geschichte lesen, fallen uns zahlreiche Beispiele auf, durch die erwiesen wird, daß auch sie, angenommen, es würde ihnen Gelegenheit (dazu) gegeben, eine der männlichen ebenbürtige Energie, eine (ihr) ebenbürtige Befähigung zum Vollbringen des sittlich Guten zeigen; drum ist es natürlich, daß sie auch Schmerz und Not ebenso gut ertragen wie die Männer."

Jeder, der vom Forum kommend, auf der heiligen Straße zur Velia emporstieg, erblickte daselbst ein eigenartiges Reiterstandbild, die Jungfrau Clölia[3]) hoch zu Roß. An dieser vielbesuchten Stelle errichtet, war jenes Standbild im höchsten Maße geeignet, gewisse vornehme junge Herren, die den Gebrauch der Füße verlernt zu haben schienen und jenen Anstieg lieber in der Sänfte nahmen (überwanden), daran zu erinnern, was in alten Zeiten die Tüchtigkeit des Weibes vermochte.

Clölia nämlich gehörte zu jenen Geiseln, die damals, als Porsena sein Heer vom Janiculum fortgeführt und das römische Gebiet geräumt hatte, nebst anderen vornehmen Römerinnen, Jungfrauen und Frauen, auf Befehl des Senates sich ins Lager der Etrusker begaben und ihnen folgten. Da aber die ihnen beigegebenen Wächter es an Achtsamkeit fehlen ließen, gelang es Clölia nebst anderen, ihrer Obhut zu entfliehen, und sie hatte den Mut, als Führerin

[1]) Liv. 45, 40 f.
[2]) Plutarch Aemil. Paulus 32 f.
[3]) Livius II, 13; Plinius hist. nat. 34, 28 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Schar mitten unter den feindlichen Geschossen den reißenden Tiber zu durchschwimmen. Da den Mutigen das Glück hilft, gelangten sie unversehrt ans andere Ufer, und Clölia brachte ihre Genossinnen in der Gefahr alle wohlbehalten wieder nach Rom zu ihren Angehörigen.

Indessen, daß sie wegen des Vertragsbruches zu Porsena zurückgeschickt wurden und daß Clölia nach ihrer Belobigung durch den König mit anderen Geiseln in die Heimat zurückkehren durfte, ist wohl zu bekannt, als daß es an dieser Stelle zu berichten wäre.

12. (Kap. XVI, 3—4.)

Während wir an Clölia die Körperkräfte und die Energie bewundern, verdienen an den beiden Cornelien, an die Seneca die trauernde Marcia denken heißt, Festigkeit und Widerstandskraft im Ertragen des Schmerzes Lob und Anerkennung.

Cornelia, die Tochter des älteren Scipio Africanus, gebar nach der Überlieferung dem Tiberius Sempronius Gracchus zwölf Kinder. Von diesen verlor sie neun, als sie noch in jugendlichem Alter standen. Die drei aber, die ihr verblieben waren, unter ihnen den Tiberius und Gajus, unterwies sie von Kindheit[1]) an nicht nur persönlich mit größter Sorgfalt, sondern sie ließ sie auch durch ausgesuchte, aus Griechenland hergeholte Lehrer in griechischer Sprache und Literatur unterrichten. Wäre es also ein Wunder gewesen, wenn sie, als sie den Ertrag der Erziehung verloren sah, vom Schmerz überwältigt worden wäre? Jedoch sie hat, als sie den Tiberius und Gajus, die vergeblich die Lage der ärmeren Bürger zu bessern versucht hatten, hingemordet und unbestattet (liegen) sah, bei all ihrem Schmerze keineswegs an sich verzweifelt; dachte sie doch so sehr an den Genuß, den sie an der Erziehung und an dem Besitze der Kinder gehabt hatte, daß sie vor Leuten, die sie trösteten und eine bedauernswerte Frau nannten, offen erklärte: „Nie werde ich, die die Gracchen geboren, mich als nicht glücklich bezeichnen.“

Wir wollen jetzt sehen, welche Fähigkeit im Ertragen eines Verlustes die andere Frau aus der Familie der Cornelier besessen hat. Sie war die Gattin jenes Marcus Livius Drusus, der im Jahre 122 zusammen mit Gaius Sempronius Gracchus Volkstribun war; sie hat jenen Marcus Livius Drusus geboren, der, in den Spuren der Gracchen wandelnd, mehrere Gesetzesanträge, z. B. über die Ackerverteilung, ein Gesetz über das gerichtliche Verfahren, über die Erteilung des Bürgerrechts an die Bundesgenossen, eingebracht hat. Nachdem er, der beim Volke sich einer großen Beliebtheit erfreute, einige Anträge (glücklich) durchgebracht hatte, gereichte bekanntlich der Antrag über die Erteilung des Bürgerrechts an die Bundesgenossen ihm zum Verderben. Denn eine tiefe Erbitterung erhob sich deswegen fast in der ganzen Bürgerschaft, und seine persönlichen Gegner ruhten nicht eher, als bis der Urheber jenes Antrages im eigenen Heim hingemordet war. Groß ist allerdings, wie es heißt, der Mutter Cornelia Trauer gewesen, weil sie den geliebten Sohn durch einen herben Tod verloren hatte; jedoch wie der ermordete Sohn sich ausdauernd bewiesen hatte im Einbringen seiner Anträge, so zeigte die jetzt von einem schweren Schicksalsschlage betroffene Mutter, welche Widerstandskraft sie besaß.

13. (Kap. XX, 1—2.)

Wenn Seneca diejenigen preist, die den Tod als die beste Erfindung der Natur loben und erwarten, so können wir lebensfrohen Menschen ihm unmöglich beistimmen. Zwar müssen

[1]) Cicero Brutus 27, 104.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir alle unbedingt sterben; aber den meisten von uns wird der Tod gewiß eher kommen, als sie ihn gerufen haben. Mancherlei freilich gibt es, das uns das Naturgesetz des Todes[1]) nicht fürchten, sondern mit Gleichmut erwarten läßt. Denn mögen wir von niederer oder vornehmer Herkunft sein, mag die Glücksgöttin, die ja die allgemeinen Güter schlecht verteilt, uns gewogen gewesen sein oder vernachlässigt haben, „ohne Unterschied pocht der Tod mit seinem Fuße an die Hütten der Armen und an die Paläste der Reichen,“[2]) da er es für seine Aufgabe hält, nicht Unterschiede zu schaffen, sondern alles auszugleichen. Wenn wir also den Tod auch nicht herbeisehnen, so werden wir doch in dem sicheren Bewußtsein, daß er uns nicht verschonen wird, drohenden Schicksalsschlägen gegenüber nicht zusammenbrechen, sondern wir werden die Fähigkeit besitzen, unser Inneres in gesundem Zustande und im Sichselbstgenügen zu bewahren, denkend an das Wort des Dichters Horaz:[3]) „Der Mann wird, über sich selbst gebietend und in froher Stimmung sein Leben verbringen, der für jeden einzelnen Tag sagen darf: ich habe ein volles Leben genossen.“

14. (Kap. XX, 4—6.)

Damit nicht Marcia garzusehr darüber klage, daß ihr Sohn Metilius ihr durch einen vorzeitigen Tod entrissen sei, führt Seneca mehrere Beispiele an, durch die sie davon überzeugt werden soll, wieviel Gutes ein gelegener Tod mit sich bringe, wie sehr ein längeres Leben manchem Menschen zum Verderben gereicht habe.

Und zwar macht er zuerst, ähnlich wie Cicero[4]) an einer Stelle der Tusculanischen Erörterungen, den Gnäus Pompejus namhaft. Diesem war in allen seinen Taten Fortuna gewogen gewesen; denn den Krieg gegen Spartacus, den gegen die Seeräuber, gegen Mithridates, Kriege, die von anderen (zu führen) begonnen waren, hatte er mit gutem Erfolge beendet. Daher gelang es ihm in den folgenden Jahren, während Cäsar mit der Unterwerfung Galliens beschäftigt war, unter der Gunst des Senates sowohl in Italien als auch in der Hauptstadt ohne große Mühe zum höchsten Ansehen emporzusteigen. Wenn er also damals in Neapel — es ist ungewiß, ob es im Jahre 50 gewesen, oder kurz zuvor — als er an schwerer Krankheit daniederlag, dahingerafft wäre, so hätte zweifellos das römische Volk ihn als den angesehensten Bürger zu Grabe getragen. So aber ist er, weil er nur noch ein paar Jahre länger gelebt hat, von seiner Höhe gestürzt worden. Er hat mit seinem früheren Schwiegervater Cäsar Krieg führen und in der bekannten Schlacht bei Pharsalus es erleben müssen, wie vor seinen Augen die eigenen Legionen niedergemacht wurden und wie seine Reiter samt den Rossen, durch das Blitzen der Waffen[5]) von Cäsars Fußvolk geschreckt, die Flucht ergriffen. Und doch wäre er, wenn es ihm damals wenigstens beschieden gewesen wäre, mit einem großen Teile des Senates den Tod zu finden, der äußersten Schande entgangen. Indessen, er sah sich nach Verlust seines Heeres genötigt, aller Hilfe entblößt nach Ägypten zu fliehen, und hat dort seinen Leib, der in den Augen der Sieger jedenfalls unverletzlich war, gedungenen Mördern preisgegeben.

---

[1]) Hor. c. I, 3, 32—33.
[2]) Hor. c. I, 4, 13—14.
[3]) Hor. III, 29, 41—43.
[4]) Cic. Tuscul. I, 86.
[5]) Hor. c. II, 1, 19 und Plut. Caes. 45.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

15. (Kap. XX, 4—6.)

Auch Marcus Tullius Cicero sehen wir von einem ähnlichen Schicksal heimgesucht, wie Pompejus Magnus. Wäre er seiner Zeit von Catilinas Dolchen getroffen oder hätte er bald, nachdem er durch sein Bemühen das Vaterland gerettet hatte, den Tod gefunden, so wäre er, wie niemand leugnen wird, als glücklicher Mann dahingeschieden. Ja sogar, wenn er 18 Jahre später, als er seine geliebte Tochter Tullia zu Grabe getragen hatte, vom Kummer überwältigt seinen Geist aufgegeben hätte, auch da noch hätte er die Möglichkeit gehabt, mit seinem Lose zufrieden zu sein und der schändlichsten Todesart aus dem Wege zu gehen. Als er jedoch nach Cäsars Beseitigung es für seine Pflicht hielt, sich von neuem mit der Politik zu beschäftigen, beleidigte er durch jene gegen Antonius gehaltenen Reden diesen einflußreichen Mann in dem Maße, daß er nebst 15 anderen von den Triumvirn geächtet wurde. Nicht weit von Cajeta wurde er bekanntlich von dem Centurio Herennius getötet; sein Haupt und die rechte Hand wurden seinem Erzfeinde Antonius überbracht und zum Spott auf der Rednerbühne zur Schau gestellt.

Ebensowenig hat sich Marcus Porcius Cato, der damals, als der Konsul Cicero die Verschwörung Catilinas aufdeckte, designierter Volkstribun war, eines besseren Schicksals erfreuen können, weil er eben nach Senecas Meinung zu lange gelebt hat. Als er in der bekannten Senatssitzung, die im Concordiatempel stattfand, durch seine gewichtigen Worte es durchgesetzt hatte, daß Catilina und seine Genossen mit der Todesstrafe bedacht wurden, wurde Cäsar, der zuvor in milderer Rede sich geäußert hatte, von glühendem Hasse gegen ihn erfüllt. Es ist daher kein Wunder, daß dieser seinem Emporkommen nach Möglichkeit eine Grenze setzte, indem er mit Unterstützung des Publius Clodius ihm eine Gesandtschaft übertragen ließ, durch die er zu einem mehrjährigen Aufenthalt auf Cypern genötigt wurde. Hätte ihn jetzt, auf der Fahrt nach der fernen Insel oder auf der Rückfahrt von dort, das Meer verschlungen samt jenem Gelde, das er als Sold für den Bürgerkrieg mitbrachte, so wäre es gut mit ihm bestellt gewesen. Doch nach seiner Heimkehr hat er im Übermaß den Wandel des Glückes erfahren müssen. Denn nach Ausbruch des Krieges zwischen Cäsar und Pompejus blieb ihm, um jenem aus dem Wege zu gehen, nichts anderes übrig, als sich Pompejus anzuschließen und ein ähnliches Schicksal zu haben wie dieser. So ist es gekommen, daß der Mann, der ohne Scheu stets der Republik angehangen hatte, nach der Schlacht bei Thapsus, weil er sah, wie alles auf Erden jenem einen großen Manne der Zukunft sich gebeugt hatte, sein Leben durch freiwilligen Tod zu beendigen beschloß.

16. (XXII, 1—5.)

In der Absicht, Marcia zu trösten, sagt der Philosoph Seneca als echter Stoiker, für den Menschen sei es das größte Glück, nicht geboren zu werden; am nächsten komme dem, wenn man, nachdem man ein kurzes Leben hinter sich gebracht habe, schnell wieder in den Zustand der Reinheit versetzt werde; ihr Sohn Metilius sei, da er ja vielen Widerwärtigkeiten des Lebens entgangen sei, nicht zu beklagen.; sie solle bedenken, daß er unbedingt habe sterben müssen, während ihr Vater Cremutius Cordus beinahe nicht habe sterben dürfen. Indem er so jene bitteren Zeiten aus der Regierung des Tiberius in ihr Gedächtnis zurückruft, berichtet er in ausführlicher Weise das Lebensende jenes Historikers.

Das Pompejustheater, das unseres Wissens in Rom als erstes Theater in Stein von Pompejus im Jahre 55 auf dem Marsfelde erbaut ist, wurde im Jahre 22 n. Chr. durch Feuer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zerstört. Kaiser Tiberius sorgte sogleich für den Wiederaufbau, und es war noch nicht vollendet, da verbreitete sich das Gerücht, es sei die Errichtung eines Standbildes des verhaßten Sejan mitten im Theater beschlossen worden. Die meisten Römer freilich hatten sich so an die Knechtschaft gewöhnt, daß sie ihre wahren Empfindungen nicht offen auszusprechen wagten. Doch Cremutius Cordus, der es schon lange nicht schweigend hatte ertragen können, daß Sejan dem römischen Volke gleichsam auf den Nacken steige, konnte sich nicht enthalten auszurufen, jetzt erst gehe in Wahrheit das Theater zugrunde, da ja zusammen mit dem großen Feldherrn Pompejus ein treuloser Soldat verewigt werde. Nicht entging diese Äußerung jenem Helfershelfer des Tiberius, der, durch des Cordus Freimut schon oft beleidigt, ihn seinem Klienten Satrius Secundus, wie Seneca sagt, als Geschenk gab. Und dieser säumte nicht, ihn im Bunde mit Natta wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht zu ziehen, weil er des Kaisers Freund schwer gekränkt habe. Beide aber durften hoffen, dem Majestätsgesetze gemäß mindestens ein Viertel von dem eingezogenen Vermögen des Verurteilten zu erhalten.

17. (XXII, 6—8.)

Über diesen Prozeß selbst, der, wie Tacitus[1]) im vierten Buche der Annalen berichtet, im Jahre 25 vor dem Senate verhandelt ist, teilt Seneca so gut wie nichts mit. Als der Angeklagte Cordus zu der Überzeugung gekommen war, daß er sterben müsse, enthielt er sich, ohne daß die Tochter es merkte, vier Tage hintereinander der Nahrung; dann erklärte er ihr offen, er habe den Todesweg betreten, von dem er weder zurückgerufen werden dürfe, noch könne. Nach diesen Worten begab er sich in sein Schlafgemach, das, nachdem jede Lichtquelle verschlossen war, völlig dunkel war; und lebend hat er es nicht mehr verlassen. Inzwischen herrschte in der Öffentlichkeit, da man seinen Plan durchschaute, lauter Jubel; sagte man sich doch, jetzt werde dem Rachen der gierigen Wölfe die Beute entzogen. Vergeblich war es, daß die Ankläger auf Veranlassung Sejans sich an die Konsuln wandten, um zu verhindern, daß der Angeklagte vor der Verurteilung durch freiwilligen Tod seinem Leben ein Ende mache. Indessen, während man noch hin und her überlegte und die Frage untersuchte, ob Angeklagte ihrerseits ein Anrecht auf Tod haben oder einbüßen sollten, hatte jener, den man zum Weiterleben zu zwingen suchte, seinen Zweck erreicht.

18. (Kap. XXIV und XXV.)

Zu meiner Freude, liebe Schüler, erinnert ihr daran, daß Seneca an dieser Stelle sich untreu zu werden scheint;[2]) vertritt er doch hier eine ganz andere Meinung, wie an einer Stelle, die wir vor etwa zehn Tagen lasen. An jener Stelle hätte man wirklich unsern Philosophen für einen Epikureer halten können. Denn ähnlich, wie es bei Horaz[3]) heißt: „alsbald wird dich umfangen die Todesnacht mit ihren ins Fabelreich gehörenden Manen," entwickelt er in vielen Worten, es sei unmöglich, daß die Abgeschiedenen von Leid heimgesucht würden, weil alles das, wodurch uns die Unterwelt schrecklich erscheine, Fabeln seien. „Keine Finsternis", so etwa fährt er fort, „droht den Toten, kein Strom des Vergessens; auch bekommen wir nicht zu sehen den Äakus auf seinem Richterstuhle und die abgesonderten

---

[1]) Tac. Ann. IV, 34 und 35.
[2]) Schinnerer: Über Senecas Trostschrift an Marcia. Prgr. Hof 1889. S. 18.
[3]) Hor. c. I, 4, 16.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wohnsitze der Seligen[1]). Irgendwelche Dichter, die mit solchen Gedanken tändelten, haben dabei im Auge gehabt, uns durch nichtige Schreckbilder zu beunruhigen. Da wir jedoch durch den Tod in ein Nichts versetzt werden, so harrt unser weder Gutes noch Böses, da es ja dieses sowohl wie jenes nur geben kann an irgendeiner Materie."

Seht nun zu, wie sehr von dieser Auseinandersetzung das absticht, was Seneca hier mit noch mehr Worten Marcia lehrt. Von ihrem Sohne Metilius, so sagt er, sei nichts dahingegangen als ein Trugbild und ein nicht sehr ähnliches Abbild, während er selbst von jetzt an auf ewig sich einer besseren Lage erfreuen werde; sei er doch befreit von Knochen, Sehnen und den anderen Dingen, die gleichsam der finstere Kerker seiner Seele gewesen seien; warum eile sie also ohne Unterlaß zu seinem Grabe; die dort ruhenden Gebeine und die Asche seien ebensowenig Teile von ihm, wie Kleidungsstücke und andere Hüllen des Körpers.

Nach solcher Auseinandersetzung entwickelt er in ähnlicher Weise, wie Vergil[2]) im sechsten Buche der Äneis den Anchises reden läßt, — vor zwei Jahren lasen wir jene Verse — etwa folgendes: „Die Seelen der Verstorbenen werden genötigt, eine Zeitlang sich an einem gewissen Läuterungsorte in der Gegend des Mondes aufzuhalten, um dort die anhaftenden Fehler und den ganzen Schmutz des sterblichen Lebens abzuschütteln. Diese Läuterung hat Metilius' Seele überwunden, und sie ist aus der Mondgegend[3]) emporgestiegen zu den himmlischen Höhen des Lichtes, von wo sie einst hinabgestiegen war in den irdischen Leib; schon ist sie hingeeilt in den heiligen Kreis der seligen Geister, wo zusammen mit Männern wie Scipio und Cato der Vater den Sohn freundlich aufgenommen hat."

19.[4]) (Fortsetzung.)

Kommt es nicht uns als Christen wunderbar vor, wenn unser Philosoph, der doch eine trauernde Mutter trösten will, nicht daran erinnert, daß alsbald auch sie (ihrerseits) sowohl den teuren Vater als auch den geliebten Sohn wiedersehen werde? Uns wenigstens pflegt die Hoffnung, liebe Verstorbene einmal wiederzusehen, ein Trost zu sein. Doch mit unserer Frage hat das nichts zu tun.

Vernehmet nunmehr, wie diese sich wiedersprechende Meinung, die nicht Seneca allein, sondern vielen Stoikern eigen ist, sich entwirren läßt. Da diese Philosophen sich sagten, daß alle diejenigen, die irgend einer Religion angehörten, die ewige Dauer der Seele nicht preisgeben könnten, so haben sie der übereinstimmenden Überzeugung der Menschen gewisse Zugeständnisse gemacht; lehrten sie doch, es sei ein Beweis der Wahrheit, wenn etwas allen einleuchte. Die meisten Seelen freilich, nämlich die der Unweisen und Bösen, seien, weil sie feuchter und schwerer seien, bestimmt, in der unteren Luftschicht zurückzubleiben; doch die leichteren Seelen der Guten[5]) und Weisen würden die dicke Luftschicht durchdringen und nach ihrer Läuterung emporgetragen werden in die oberen Regionen des Lichtes. Solcher

[1]) Hor. II, 13, 22—23.

[2]) Aen. VI, 724—751.

[3]) Vergl. E. Norden: Verg. Aen. Bch. VI. S. 24—25.

[4]) Vergl. Badstübner (Beiträge zur Erkl. u. Kritik der philos. Schriften Senecas. Hamburg 1901), der S. 4 darauf hinweist, daß das glückselige Leben der Verstorbenen in Äthershöhen in späterer Zeit als konsolatorischer *τόπος* verwandt wurde; S. 6 sagt er, die stoische Unsterblichkeitslehre sei aus einem religiösen Bedürfnis entstanden.

[5]) Cic. Tuscul. I, 19, 43.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Überzeugung huldigend, glaubt auch Cicero, dessen nicht mehr vorhandene Trostschrift Seneca offenbar benutzt hat, fest daran, seine verstorbene Tochter Tullia[1]) weile unter den Seligen; denn infolge der übereinstimmenden Annahme der Völker[2]), so meint er, hätten wir uns an solchen Glauben gewöhnt.

20. (Ad Helviam XI, 4—7.)

(Im Anschluß an die in ad Marciam XXIV und XXV entwickelten Gedanken empfiehlt es sich, obige Stelle zu lesen.)

Wenn Seneca sagt „der Geist ist es, der reich macht", wem fiele da nicht ein des Horaz[3]) Gedicht an Sallustius Crispus, in dem er das Paradoxon[4]) der Stoiker „der Weise allein ist reich" an Beispielen erläutert. Ähnliche Gedanken entwickelnd, meint an unserer Stelle Seneca, der Weise, der sich daran gewöhnt habe, sich innerhalb des natürlichen Maßes zu halten, werde selbst in der Verbannung von der Armut nicht belästigt. „Denn da dieser", so sagt er, „seinen gierigen Sinn zu bezähmen gelernt hat, ist er auch an Verbannungsorten mit dem unbedingt Notwendigen zufrieden; auch hier ist er, wie er offen bekennt, reich und dünkt sich ebensogut ein König, wie zuvor; ja er ist sogar fest überzeugt, er beherrsche ein weiteres Gebiet als die mächtigsten Könige, da selbst in die rauhesten Einöden ihm folge der Geist. Weil er diesen, wo er auch sein mag, genießen darf, müssen ihm alle übrigen Dinge überflüssig erscheinen. Gold vollends und Silber sowie kostbare Steine haben nach der Meinung des Weisen nichts zu tun mit dem gottverwandten Geiste, sondern für ihn sind das irdische Lasten. Der Geist aber wird, wenn er auch einstweilen seine Lauterkeit eingebüßt hat und durch die hemmenden Glieder gleichsam in Kerkerhaft gehalten wird, dereinst, seiner wahren Natur eingedenk, emporfahren zu den himmlischen Höhen. Doch solange er noch unter der schweren Bürde des irdischen Körpers zu leiden hat, zeigt er seine Gottverwandtschaft in der Weise, daß er mit dem schnellen Fluge seiner Gedanken das Göttliche durchstreift. Daher wird der Weise", so schließt er, „da er ja sich selbst genügt, auch in der Verbannung sich nicht unglücklich vorkommen, sondern in froher Stimmung sein Leben verbringen[5]); denn, mag auch sein elender Körper vom Schicksal hin und her geworfen werden, sein Geist, als etwas Heiliges und Ewiges, kann, das weiß er wohl, von niemand berührt werden."

---

[1]) Cic. consol. frgm. 5 bei Lactanz Inst. I, 15, 20.
[2]) Seneca ep. 117, 6: consensus hominum.
[3]) Hor. c. II, 2.
[4]) Cicero Paradox. VI.
[5]) Horc.. III, 29, 43.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Überzeugung huldig[illegible]nt mehr vorhandene Trostschrift Seneca offenbar ben[illegible] Tochter Tullia[1]) weile unter den Seligen; denn infolg[illegible]er Völker[2]), so meint er, hätten wir uns an solchen [illegible]

[illegible].)

(Im Anschluß [illegible] entwickelten Gedanken empfiehlt es sich, obige Stelle [illegible]

Wenn Seneca [illegible] wem fiele da nicht ein des Horaz[3]) Gedicht an Sallustius [illegible] der Stoiker „der Weise allein ist reich“ an Beispielen [illegible]ckelnd, meint an unserer Stelle Seneca, der Weise, d[illegible]erhalb des natürlichen Maßes zu halten, werde selbst [illegible]ht belästigt. „Denn da dieser“, so sagt er, „seinen gi[illegible]ist er auch an Verbannungsorten mit dem unbedingt N[illegible], wie er offen bekennt, reich und dünkt sich ebensogut [illegible] fest überzeugt, er beherrsche ein weiteres Gebiet als d[illegible]ie rauhesten Einöden ihm folge der Geist. Weil er di[illegible]f, müssen ihm alle übrigen Dinge überflüssig erscheinen [illegible]ostbare Steine haben nach der Meinung des Weisen [illegible] Geiste, sondern für ihn sind das irdische Lasten. Der [illegible]eilen seine Lauterkeit eingebüßt hat und durch die h[illegible]kerhaft gehalten wird, dereinst, seiner wahren Natur [illegible]ischen Höhen. Doch solange er noch unter der schwe[illegible]eiden hat, zeigt er seine Gottverwandtschaft in der [illegible]e seiner Gedanken das Göttliche durchstreift. Daher w[illegible] ja sich selbst genügt, auch in der Verbannung sich [illegible]in froher Stimmung sein Leben verbringen[5]); denn, m[illegible]hicksal hin und her geworfen werden, sein Geist, al[illegible]as weiß er wohl, von niemand berührt werden.“

[1]) Cic. consol. frg[illegible]
[2]) Seneca ep. 117[illegible]
[3]) Hor. c. II, 2.
[4]) Cicero Paradox[illegible]
[5]) Horc.. III, 29[illegible]

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf